

ten Weltkrieg die kleinen Gebetszellen der Beginn einer „Erweckung“ unter den ethnisch Deutschen waren, dass Frauen bei der religiösen Sozialisation (ähnlich wohl wie in der Orthodoxie) eine große Rolle gespielt haben, dass diese Frauen oft Witwen waren, weil ihre Männer den Krieg und die Stalinischen Säuberungen nicht überlebt hatten und somit eine ganze Männergeneration fehlte, und dass „Gemeinschaft“, d. h. ein Zusammengehörigkeitsbewusstsein das verbindende Element war.

An dem Buch fallen neben allen wertvollen Details über das Leben der Gläubigen in der früheren Sowjetunion und in der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS) zwei Punkte besonders auf:

1. Es wird eine kritische Analyse geboten, die auch nicht davor zurückschreckt, Dinge im Osten wie im Westen beim Namen zu nennen. Die „Missionen“ und Missionsgesellschaften aus dem Westen, insbesondere der amerikanische Pragmatismus und die damit verbundene Missachtung örtlicher Gegebenheiten, aber auch Wurmbrands „*Underground Evangelism*“ werden attackiert und in vielen Fällen als „Propaganda“ entlarvt. Das ist ernüchternd, aber gerade deshalb sehr hilfreich.
2. Im ganzen Buch wird immer wieder von den „Evangelikalen“ geschrieben. Es mag für amerikanische oder englische Leserinnen und Leser klar sein, was sich hinter diesem Wort verbirgt, obwohl auch das zu debattieren wäre. Einem deutschen Leser ist es aber mitnichten klar. Sind „evangelische“ Christen angesprochen oder tatsächlich eine innerkirchliche „evangelikale“ Richtung? Ist diese Richtung in Russland identisch mit „evangelisch“? Das bleibt leider unklar, liegt aber wohl an der englischen Sprache.

Ein Index, der hilfreich ist, aber bei Stichproben doch nicht alles zu erfassen scheint, beschließt das Buch, dem man weite Verbreitung unter allen Freunden der früheren Sowjetunion und ihrer Nachfolgestaaten und vor allem unter kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die sich mit „Mission“ beschäftigten, wünscht.

*Erich Geldbach*

Rainer Prätorius, **In God We Trust. Religion und Politik in den USA** (Beck'sche Reihe 1542). C. H. Beck Verlag, München 2003, 206 S. ISBN 3-406-49471-4; € 12,90

Das spezielle Verhältnis von Religion und Politik in den USA löst bei euro-

päischen Beobachtern vielfach Befremden aus. Die Rolle, die die Religion im US-amerikanischen gesellschaftlichen Leben zu spielen scheint, wird dabei als einer der zentralen Faktoren wahrgenommen, die die kulturelle Kluft zwischen „alter“ und „neuer“ Welt zunehmend vergrößern. Rainer Prätorius, Professor für Verwaltungswissenschaft an der Universität der Bundeswehr Hamburg und Gastprofessor an der *University of Minnesota*, gibt mit seinem Buch eine Einführung in das Verhältnisgefüge von Religion und Politik in den USA, wobei er an Phänomenen der Gegenwart orientiert ist, aber instruktiv auf historische Entwicklungen und religionssoziologische Erkenntnisse zurückgreift.

Das einführende erste Kapitel geht zunächst von der Beobachtung aus, dass die USA einer der wichtigsten Motoren neuzeitlicher Modernisierungsprozesse waren, gleichzeitig aber nicht – wie die europäischen Staaten – von einer weitreichenden Säkularisierung im Sinne eines allgemeinen Bedeutungsverlustes von Religion betroffen sind, sondern sich als auffallend religiöse Kultur und Gesellschaft darstellen. Dem gegenüber steht, dass mit dem ersten Verfassungszusatz schon früh eine strikte institutionelle Trennung von Religion und Staat gegeben war, die bis heute den Auseinandersetzungen um diese Trennung unter anderem auch ein stark rechtliches Gepräge gibt. Diese Tendenz zur „Verrechtlichung“ veranschaulicht Prätorius anhand aktueller juristischer Auseinandersetzungen (u. a. um das „*One nation under God*“ im amerikanischen Fahneid), in denen zwei zu unterscheidende Verständnisformen von Religion deutlich werden, nämlich zum einen eine an eine kirchliche Gemeinschaft gebundene und bewusst praktizierte Form von Religion (von Prätorius mit „Religion 1“ bezeichnet) und zum anderen eine Form allgemeiner Religiosität als Grundhaltung („Religion 2“). Letztere wird in ihrer Unschärfe, die ein weites Interpretationsspektrum zulässt, allgemein als eine Art amerikanisches Kulturgut anerkannt, das gerade in Krisenzeiten einen wesentlichen Identitätsmarker ausmacht, erstere fällt unter die Trennungsklausel des Verfassungszusatzes, die die Vorherrschaft einer bestimmten religiösen Gemeinschaft unterbinden soll.

Wie sich nun im einzelnen religiöse Positionierungen und politische Orientierung zueinander verhalten, zeichnet Prätorius als komplexes Geschehen im Rahmen eines politischen und religiösen „Pluralismus“, der eine spezifische Integrationskraft und ausgleichende Tendenz besitzt und nicht anhand bestimmter „Lagerbildungen“ treffend zu beschreiben ist.

Als Fundierung dieser These werden im zweiten Kapitel des Buches die ideengeschichtlichen und konstitutionellen Grundlagen des Themenkom-

plexes entfaltet. In Auseinandersetzung mit Tocqueville, Weber und Troeltsch referiert Prätorius die Frühzeit der amerikanischen Gesellschaftsentwicklung anhand der zentralen Elemente eines Autonomiestrebens verbunden mit demokratischem Bewusstsein, eines Voluntarismus als leitendem Motiv auch religiöser Vergemeinschaftung und einer Ethik mit leistungsorientiertem und aktivistischem Schwerpunkt. In Bezug auf die Grenzziehungen zwischen Staat und Religion ist eine Gemengelage zwischen glaubensgeprägten Haltungen und politisch-taktischen Erwägungen zu konstatieren, die sich bis heute durchhält. Gleichwohl ist im Anschluss an die Philosophie Lockes schon in dieser Frühzeit die zentrale Rolle der Religion als eines einenden Bandes einer sonst an Individualrechten orientierten Gesellschaft unterstrichen worden, so dass das spätere Staatsmotto „*E pluribus unum*“ keinesfalls einen Pluralismus in Beliebigkeit bezeichnet, sondern bei gleichzeitigem Schutz der verschiedenen dezentralen Gemeinschaften auf eine gemeinsame christliche Grundentscheidung rekurriert. Allerdings entsprechen diese weitverbreiteten Denkmuster nicht exakt dem Geist, dem die Verfassung entsprang, auch wenn dies heute von interessierten Kreisen gerne so gezeichnet wird.

Als weiteres ideengeschichtliches Element nennt Prätorius die Deutung der nationalen Geschichte anhand biblischer Bilder. Von besonderer Bedeutung ist dabei die *covenant*-Tradition, die Gott, Volk und Land als drei eng aufeinander bezogene Kräfte verknüpft und die eigene Auserwähltheit betont. Unter Berücksichtigung des nachhaltigen Einflusses des „Millennialismus“ und der ab dem 18. Jahrhundert aufstrebenden Strömungen des Methodismus und des Baptismus kommt er aber zu dem Schluss, dass die starken religiösen Bewegungen des 18. Jahrhunderts keinesfalls einheitlich in Richtung einer Staatsgründung auf Grundlage eines biblisch orientierten *covenants* drängten. Gleichwohl – gerade weil ihr der politisch-institutionelle Erfolg versagt blieb – konnte die *covenant*-Tradition aber im Sinne eines Kollektivbewusstseins fortwirken, das sich in einem ständigen bekenntnishaften Neubegründen des Gemeinsamen, einem Gefühl der Auserwähltheit und einem Hang zum Selbstbezug äußert.

Im dritten Kapitel werden in erster Linie Phänomene des „neuen Pluralismus“ untersucht. Zunächst wird die Entwicklung vom „protestantischen Mainstream“ zum „Mainline-Protestantismus“ dargestellt. Als „Mainstream“ werden dabei die Anfang des 19. Jahrhunderts dezidiert angelsächsischen Lebensstil verkörpernden Anglikaner, Presbyterianer und Kongregationalisten bezeichnet, die ein eigenes Selbstbewusstsein und Lebensgefühl ausbildeten, das sich bis ins 20. Jahrhundert durchhielt („*White Anglo-Saxon Protes-*

## Buchbesprechungen

tants“). Trotz großer Ausdifferenzierung (Erfolg methodistischer und baptistischer Gemeinden, Entstehung afroamerikanischer Gemeinden, andauernde Immigration mit Stärkung des Katholizismus und des Judentums) prägte dieser „klassische“ Protestantismus das ganze 19. Jahrhundert hindurch die Kultur der USA, auch wenn er bald schon nicht mehr als „Mainstream“ im quantitativen Sinn bezeichnet werden konnte. Im 20. Jahrhundert sind neben den quantitativen aber auch die qualitativen Gründe geschwunden, von „protestantischem Mainstream“ zu sprechen. Stattdessen hat sich nun der unscharfe Begriff der „Mainline-Protestanten“ eingebürgert, die Prätorius in negativer Abgrenzung der Tendenz nach als „nicht-evangelikal“ und „nicht-fundamentalistisch“ bezeichnet. Gegenüber diesen Kirchen, die seit Jahren mit Mitgliederschwund zu kämpfen haben, ist eine offenbar steigende Attraktivität „konservativer“ Gemeinden zu verzeichnen, die ein höheres Potential an Geschlossenheit und Sicherheit bieten können. Der Begriff „evangelikal“ kann dabei nach Prätorius auf zweifache Weise Verwendung finden. Zum einen drückt er eine allgemeine Akzeptanz bestimmter Glaubenshaltungen aus, die mittlerweile weit verbreitet ist und als eigentlicher „Mainstream“ bezeichnet werden könnte. Zum anderen steht er aber auch für ein exponiertes, bekennendes und werbendes Auftreten, dem viele Menschen in den USA distanziert gegenüberstehen. Insgesamt ist die Bewegung durchaus heterogen (unterschiedliche Gewichtung „objektivistischer“ und „subjektivistischer“ Elemente) und besitzt nach Prätorius gewisse Schnittmengen mit dem Fundamentalismus, der sich in unterschiedlichem Maße von einer sogenannten Mehrheitskultur absondert und nur bedingt gesprächsbereit ist. Für politische Aktionen aus diesem Spektrum ist charakteristisch, dass sie mit „unerschütterlich gute[m] Gewissen“ in Gang gesetzt werden, was aus einem ausgeprägten missionarischen Eifer resultiert. Von großer Bedeutung für ihre politische Positionierung sind die eschatologischen Konzeptionen, die vor allem seit den 1970er Jahren eine populäre Breitenwirkung erzielt haben und die Rolle der USA im außenpolitischen Geschehen nach endzeitlichen Kategorien deuten. Die politische Einflussnahme der *Christian Right* erweist sich dabei insgesamt als Balanceakt zwischen der Stimulierung der eigenen aktivistischen Basis und einer für die breitere Öffentlichkeit und potentielle politische Bündnispartner annehmbaren Form. Dabei ist sie durch ihre Fähigkeit zur unterschwelligem Meinungsbildung ein Machtfaktor, der auch ohne direkte politische Agitation vor allem von der Republikanischen Partei ins Kalkül gezogen sein will.

Die Integrationsfähigkeit des religiösen Pluralismus in den USA liegt

nach Prätorius nun darin, dass zum einen die religiösen Gemeinschaften stark auf ihre Unabhängigkeit bedacht sind und kein Interesse an einer zu engen Verflechtung mit dem Staat haben, zum anderen; der Versuch, bestimmte politische Vorstellungen durchzusetzen, direkt verschiedene Gegenkräfte auf den Plan ruft. Es findet sich also die Vorstellung von sich gegenseitig ausbalancierenden Ideen und Interessen, die bis heute dem Selbstverständnis der amerikanischen Gesellschaft, auch in religiösen Dingen, entspricht. Hinzu kommt eine integrierende Bewegung vormalig randständiger Gesellschaftsgruppen in den gesellschaftlichen „Mainstream“, was Prätorius anschaulich am Beispiel der Mormonen, der afroamerikanischen Kirchen, der Katholiken und des amerikanischen Judentums schildert. Zum Teil sind es hier auch die gleichen Themen (z. B. „Israel“), die politische Schnittmengen verursachen. Insgesamt hat sich so ein integrierendes Selbstbewusstsein als „*judeo-christian*“ ausgebildet, das aber tendenziell ausgrenzend auf jene wirkt, die sich fern jedweder Religion (auch „Religion 2“) halten oder anderen Religionen angehören.

Die weiteren „Entwicklungsperspektiven“, die im letzten Kapitel gezeichnet werden, gehen von einer Unterscheidung religiöser Relevanz in den verschiedenen Dimensionen politischen Gemeinschaftslebens aus, wobei der strukturellen *policy*-Dimension eine enge Verbindung zu „Religion 2“ zugeschrieben wird und der am politischen Wettbewerb orientierten *politics*-Dimension eine Affinität zu den mit „Religion 1“ verbundenen Kräften, die sich aber in Hinsicht auf die an Einzelentscheidungen orientierte *policy*-Dimension nicht im individuellen Befolgen konkreter kirchlicher Verlautbarungen äußert. Damit ergibt sich für die religiösen Gemeinschaften ein „Aggregationsproblem“, für die Politik ein „Marketing-Problem“. Ersteres äußert sich in den Schwierigkeiten des religiösen Lobbyismus in Washington D.C., sich konkret in politische Einzelentscheidungen einzuschalten. Er versucht daher vielmehr, allgemeine moralische Bewertungen in die politischen Entscheidungsprozesse einfließen zu lassen und auf allgemeine Stimmungen Einfluss zu nehmen. Das „Marketing-Problem“ wird dahingehend zu lösen versucht, dass allgemein philanthropische Anliegen im Sinne einer nicht-kontroversen Religiosität vermittelt werden, die nicht zu viel spezifisch Konfessionsgebundenes enthalten darf, aber gleichzeitig dem Gedanken einer „christlichen Nation“ nach außen Sinngehalt verleiht. Ein solcher Rekurs auf „Religion 2“ als Teil politischer Selbstdarstellung wird in seiner Allgemeinheit auch in Zukunft einende Kraft bewahren.

Rainer Prätorius ist eine äußerst erhellende und gut geschriebene Studie

gelungen, deren politische Analysen und religionssoziologischen und verfassungsgeschichtlichen Diskurse Zusammenhänge einleuchtend erschließen. Lediglich die theologischen Charakterisierungen mancher Glaubensrichtungen sind nicht ganz treffend und können theologie- und frömmigkeitsgeschichtlich zu einem schiefen Bild führen (so bezeichnet er – um ein Beispiel zu nennen – das Ziel der methodistischen Heilungslehre als „Errettung durch systematische Schritte zum gottgerechten Leben im Diesseits“).

*Thomas Hahn-Bruckart*

Christoph Raedel, **Methodistische Theologie im 19. Jahrhundert. Der deutschsprachige Zweig der Bischöflichen Methodistenkirche.** (KKR 47), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2004, 386 S. ISBN 3-525-56952-1; € 59,-

Die bischöflich orientierten Methodisten sind eine höchst interessante christliche Versammlung innerhalb der allgemeinen christlichen Kirche, deren besonderes Talent man früher oft einseitig als Erweckungsbewegung darstellte. Eine weitere wichtige Eigenschaft im Rahmen ihrer Kirchwerdung ist jedoch nicht so sehr ins Bewusstsein der sie umgebenden anderen Denominationen und Konfessionen in Deutschland eingedrungen. Mit der Dissertation von Christoph Raedel wird in diesem Buch die theologiegeschichtliche Entwicklung des deutschsprachigen Methodismus im 19. Jahrhundert bewusst in das Rampenlicht des ökumenischen Gesprächs gestellt. Es handelt sich um das biblisch-theologische Erbe des Methodismus, das sich in einem Zeitraum von ca. 200 Jahren zu einer brückenbauenden Theologie entwickelt hat, die das gemeinsame christliche Erbe aller Konfessionen berührt und verarbeitet, und nach links und rechts abwägend einen Weg der Mitte sucht, der schließlich eine interessante funktionale Theologie anbietet. Dass Ecken und Kanten bleiben im Rahmen der Sozialisation des Durchdachten, versteht sich im bleibenden Dialog von selbst. So musste der in diesem Buch oft erwähnte Katechismus von Nast schließlich in diesem Jahrhundert von dem reformiert geprägten Katechismus von Spörri abgelöst werden, wobei der zeitgemäßere und sprachlich modernere nicht zugleich auch der bessere sein muss, sonst hätte sich ja Luthers Katechismus nicht bis heute halten können.

Diese besonders im deutschsprachigen Methodismus des 19. Jahrhunderts entwickelte Theologie spannt ihre Brücken von ihrem Ausgangspunkt ursprünglich anglikanischer Tradition über den lutherischen Pietismus Herrn-